

Format de citation

Schmidt, Alexander: Rezension über: Leigh T. I. Penman, *The Lost History of Cosmopolitanism. The Early Modern Origins of the Intellectual Ideal*, London / New York / Oxford / New Delhi / Sydney: Bloomsbury Academic, 2021, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 49 (2022), 2, S. 299-300, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/40bd337e8a1c48e9b9598f1a17509109>



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

frühneuzeitliche Betrachter im Schiffbruch erblickt haben sollen, ist hier alles andere als offensichtlich.

Burkhardt Wolf eröffnet in „Schiffbruch und Aufbruch. Maritimes Scheitern in der neuzeitlichen Literatur“, dem letzten Beitrag des Bandes, ein weites Panorama. Er spannt einen Bogen von Homer bis zu Garcia Márquez, von der Flugschrift bis zum Epos und nimmt auch Textsorten, Institutionen und Praktiken in den Blick, die von der Literaturwissenschaft eher selten behandelt werden, etwa Navigationshandbücher, Seeversicherungen und Börsen. Wolf liefert viele Denkanstöße. Insofern ist es verzeihlich, dass er zu einigen wenigen Einschätzungen kommt, die aus Sicht der Schifffahrtsgeschichte eher befremdlich sind, etwa wenn er den Naos und Galeonen des 16. Jahrhunderts eine geringe Seetüchtigkeit im Vergleich zu den zeitgenössischen Karavellen attestiert. Experten sehen in der Galeone die Ahnin aller seegehenden großen Segelschiffe des 17. und 18. Jahrhunderts. Wolf gibt überzeugende Beispiele dafür, dass der Schiffbruch als Sujet literarische Innovationen befruchten konnte, und ebenso dafür, dass sich mit ihm Geld verdienen ließ: Schiffbruchberichte verkauften sich gut; die Furcht vor dem „maritimen Scheitern“ ließ das neue Geschäftsmodell der Seeversicherung überhaupt erst entstehen. Dass Zeitgenossen, gar Betroffene, in Schiffbrüchen etwas Positives sahen, zeigt Wolfs Gang durch die Literaturgeschichte indes nur selten.

Diese Bemerkung kann zur Bewertung des Buches als Ganzem überleiten. Jeder seiner vier Aufsätze ist lesenswert und anregend – die kulturelle Verarbeitung des Schiffbruchs in der (frühen) Neuzeit wird hier aus vielen Perspektiven beleuchtet. Die Versuche zu zeigen, dass die historischen Akteure ihm Positives abgewinnen konnten oder dass er neue Chancen eröffnete, wirken indes bisweilen etwas gezwungen. Was der Rezensent vermisst, ist eine Kontextualisierung des eigenen Ansatzes: Ans Licht gefördert werden hier vor allem Positionen, die in den frühneuzeitlichen Diskursen wahrscheinlich relativ marginal waren, Positionen, die vielleicht vor allem von Akteuren vertreten wurden, die allenfalls gelegentlich als Passagiere zur See gefahren waren. Professionelle Seeleute kommen nur selten zu Wort. Ob sie im Schiffbruch eine Chance erblickten, erscheint fraglich.

Patrick Schmidt, Rostock

Penman, Leigh T. I., *The Lost History of Cosmopolitanism. The Early Modern Origins of the Intellectual Ideal*, London [u. a.] 2021, Bloomsbury Academic, X u. 205 S., £ 76,50.

Im Zuge der Konjunktur kosmopolitischer Entwürfe in der politischen Theorie und Moralphilosophie während der 1990er und 2000er Jahre hat sich auch die Ideengeschichte auf die Suche nach den Ursprüngen dieser amorphen moralphilosophischen Idee gemacht. Die dabei entstandenen Studien konzentrieren sich vornehmlich auf die Debatten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: auf Freimauer, Illuminaten, Voltaire, Diderot, Wieland, Bentham und vor allem Kant. In seiner flüssig geschriebenen Monographie möchte Leigh Penman diese Geschichte um ihre frühneuzeitliche Dimension verlängern und erweitern. Dabei geht es im Grunde genommen nicht um eine längere Vorgeschichte moderner Kosmopolitismen, auch wenn der Untertitel „The Early Modern Origins of the Intellectual Ideal“ mit dem etwas problematischen bestimmten Artikel so etwas naheulegen scheint. Ausgelassen wird gerade der naturrechtliche Diskurs über eine moralische Einheit der Menschheit. Auf knappem Raum untersucht er vielmehr, wie das antike Motiv des *kosmopolites* (Weltbürger, *civis mundi*) im Zuge seiner Aufnahme im frühneuzeitlichen Gelehrten Diskurs mit religiös-konfessionellen und imperialen Semantiken aufgeladen wurde. Penmans Helden sind daher weniger Diderot oder Kant – auch wenn beide durchaus vorkommen –, sondern

selbsternannte Propheten und religiöse Sucher wie Guillaume Postel, John Dee oder Johann Arndt. Anstelle von spanischen Spätscholastikern und Freimaurern stehen die frühen Rosenkreuzer und Alchemisten im Zentrum der Untersuchung. Anders etwa als Margaret Jacobs „Strangers Nowhere in the World. The Rise of Cosmopolitanism in the Early Modern World“ von 2006, in dem der Kosmopolitismus-Begriff allzu oft als whiggistische Chiffre für jede Form interkultureller Soziabilität verwendet wird, argumentiert Penman strenger begriffsgeschichtlich und so enger am Quellenbefund. Damit fördert er eine erstaunliche Bandbreite von Verwendungen des *civis mundi* in den politisch-theologischen und naturwissenschaftlich-magischen Diskursen der (vornehmlich protestantischen bzw. heterodoxen) *res publica litteraria* zu Tage. Im Gegensatz zu Pauline Kleingelds epochemachendem Aufsatz von 1999 verzichtet Penman auf eine Typenbildung unterschiedlicher Kosmopolitismen. Stattdessen behandelt er vier zentrale Deutungsmomente des „cosmopolitan vocabulary“, die allerdings gelegentlich in ein lexikalisches Sammelsurium ausfransen. Penmans Darstellung setzt ein mit den imperial-millennarischen Visionen Guillaume Postels und John Dees im späteren 16. Jahrhundert. Postels Selbstbeschreibung als *kosmopolites* sei keineswegs religionsvermittelnd gemeint. Vielmehr präfiguriere sie exzentrische Pläne für eine christliche Eroberung des Osmanischen Reiches und eine nötigenfalls gewaltsame Vereinigung der Menschheit in einer universalen christlichen *civitas*. Im Weiteren diskutiert Penman die christliche Aufladung des *civis-mundi*-Motivs durch die Vorstellung der Pilgerschaft und Ortlosigkeit des Gläubigen in dieser Welt sowie dessen polemische Inversion. Weltbürgerlichkeit steht hier buchstäblich abwertend für eine vulgäre Weltlichkeit. Im abschließenden Kapitel möchte Penman die These untermauern, dass die kosmopolitischen Debatten der Aufklärung nur im Lichte ihrer frühneuzeitlichen Vorläufer zu verstehen sind. Aus naheliegenden Gründen konzentriert sich Penman auf die Gründungsfigur des modernen Kosmopolitismus: Immanuel Kant. Doch die Analogien, die er zwischen dessen Kosmopolitismus und dem christlichen Millenarismus eines Guillaume Postel zieht (123), tragen nur begrenzt: Nicht nur wird ein möglicherweise metaphorischer Gebrauch christlichen Vokabulars durch Kant nicht erwogen, auch werden dessen Trennlinien zwischen Glückseligkeit, Recht und Moral nicht berücksichtigt. Die abschließende Aussage, „Zum Ewigen Frieden“ verteidige eine „white supremacist racial hierarchy“ (124), übersieht nicht nur die Abwendung Kants von rassistischen Hierarchien in dem 1790er Jahren, sondern auch dessen scharfe Kritik am europäischen Kolonialismus. Dieser einzelne Kritikpunkt ändert aber nichts daran, dass es sich insgesamt um einen gut recherchierten und mit Witz geschriebenen Beitrag zum Verständnis weltbürgerlicher Begrifflichkeit im Denken Alteuropas handelt. Der Autor widersteht der Versuchung, eine positive Genealogie des Kosmopolitismus fortzuschreiben. Warum er trotz des Befundes semantischer Pluralität noch von „the cosmopolitan ideal“ spricht (130), bleibt offen.

Alexander Schmidt, Nashville

Maniscalco, Lorenzo, *Equity in Early Modern Legal Scholarship* (Legal History Library, 43), Leiden / Boston 2020, Brill Nijhoff, VIII u. 243 S., € 131,00.

Zentraler Ausgangspunkt der Studie ist, dass durch die Identifikation von *aequitas* mit der griechischen *epiēikeia*, insbesondere in der aristotelischen Ethiklehre, durch die humanistische Jurisprudenz seit Guillaume Budé ein entscheidender Umbruch im Verständnis und in der Neubegründung von Billigkeit als überpositivem Recht oder als rechtshermeneutischem Ansatz erfolgte. Hierin vom Basler Rechtshistoriker Guido Kisch inspiriert, rekapituliert Maniscalco zunächst die mittelalterliche Lehre: Bei den Legisten konkurrierten ursprünglich zwei unterschiedliche Verständnisse von *aequi-*